

In der Schwebе 25 Jahre Septimus

Rede zur Ausstellungseröffnung

24. Oktober 2009

Kunst im Turm, Lippstadt

Dr. Hermann Ühle

Gleich am Anfange von einer außergewöhnlichen Ausstellung zu sprechen, ist keine billige Lobhudelei:

Es grenzt nämlich fast an ein Wunder, dass eine Künstlergruppe ihr 25-jähriges Bestehen feiert. Wenn auch in wechselnder Besetzung, die Gruppe Septimus ist durchgehend aktiv seit einem Viertel Jahrhundert.

Ebenfalls ungewöhnlich ist, dass eine Künstlergruppe, die ja im Grunde aus ausgeprägten und bekennenden Individualisten besteht, gemeinsam an einem Projekt arbeitet: Das hier im Zentrum zu sehende Mobile: Alles hängt mit allem zusammen, und doch steht jedes Mobile-Teil für sich und hat eine klar erkennbare, eigene Handschrift.

Drittens: Im Vorfeld der Jubiläumsausstellung hat sich die Gruppe auf eine Farbästhetik verständigt. So ist eine abgestimmte Gesamtkomposition entstanden, was man bei Gemeinschaftsausstellungen wirklich selten sieht.

Nun haben die Mitglieder von Septimus dieser Ausstellung sinnigerweise das Motto „In der Schwebе“ vorangestellt – und damit ist natürlich auch etwas gesagt über den inneren Zustand: Es ist ein ständiges Suchen, ein Kommen und Gehen, ein Sich-Erneuern von Projekt zu Projekt.

Letztendlich ist eine solche Künstlergruppe immer in der Schwebе – und jeder Beteiligte überlegt hin und wieder, ob man Mitglied bleibt, ob man weitermacht. Die Werkschau „In der Schwebе“ ist auch ein Bekenntnis

der Gruppe zu diesem offenen Prozess.

Unsere Sprache unterscheidet mehrere Arten von Schweben: Eine davon steht für Glückseligkeit, Leichtigkeit, Sorglosigkeit, Schwerelosigkeit – das ist das Schweben auf der berühmten Wolke Sieben.

Ein völlig anderer Aspekt schwingt mit, wenn wir sagen, dass etwas „in der Schwebе“ sei. Damit ist ein kritischer Zustand gemeint, eine Zwischenzeit des Ungeklärten und Unentschiedenen. Man wünscht, dieser Zustand möge bald zu Ende sein, damit wieder (vermeintlich) klare Verhältnisse herrschen.

Noch pointierter ist die feststehende Redewendung, dass „jemand in Lebensgefahr schwebt“. Jetzt ist das Schweben zugespitzt, das Leben hängt am seidenen Faden.

Diese existentielle Dimension von „In der Schwebе-sein“ arbeiten drei Künstlerinnen aus: Ich beginne mit **Lisa Grygier**, die auf etwas Grundlegendes hinweist, nämlich, dass man sich zunächst von etwas lösen muss, um zu schweben. Ihre Bilder zeigen Verankerungen, Verbindungen, Verkettungen nach unten, aber auch nach oben.

Schweben ist kein Dauerzustand, sondern auf das Lösen einer Bindung folgt das schwebende Dazwischen und darauf folgt wieder eine neue Verbindung. Alles findet in diesem fast gefährlichen Widerspruch des Schwebens statt, der darin besteht, dass das Naturgesetz der Schwerkraft aufgehoben werden soll, aber nur zeitweilig kann das Schwere schweben. Die Leichtigkeit kommt nicht aus eigener Kraft.

In der Tat wird dieses Gegensatzpaar „schwer – leicht“ meiner Meinung nach auch in den verwendeten

Materialien reflektiert: Die großen Hochkant-Formate sowie Detail-Bilder an der Wand sind mit Kreide auf Holz gemalt. Es sind also keine Öl- oder Acrylfarben auf Leinwand, sondern im Grunde ist es gepresstes Pulver, etwas Schwebendes auf hartem, festem Grund. Das Objekt am Mobile besteht aus bemaltem Stoff in Verbindung mit Draht. Draht ist nichts anderes als flexibel, formbar und leicht gemachtes Eisen.

Auch die Farbgebung auf den Bildern hat meiner Meinung nach etwas Schweres, ja Bedrückendes, und zwar obwohl die zu sehenden Objekte schweben oder hängen. Denn: das Graue, das Erdige, das Dunkle ist interessanterweise hier und da oben auf den Bildern lokalisiert, dort also, wohin die Dinge eigentlich entschweben sollen. Fast bedrohlich wirkt dieses Schweben und in welche Richtung es auch gehen mag, es warten neuen Verwicklungen, oder der federnde Draht reißt.

Das große Gefühl der Befreiung mag sich im Schweben nicht so recht einstellen. Im Folder zur Ausstellung hat die Künstlerin folgende Zeilen abgedruckt:

in der schwebel
innen wie außen
am seidenen faden
hängend
abgerissen
in der schwebel sein
oder fallen

„In der Schwebel sein – oder fallen?“
Kathrin Heyer gibt darauf folgende Antwort: „In der Schwebel – Aufgehoben“. Das Wort „aufgehoben“ nimmt die Künstlerin zunächst wörtlich. Sie hat viele Hölzchen und Stöckchen und kleine Ästchen gesammelt, „aufgehoben“ also im Sinne von „aufbewahrt“. Und daraus entsteht dann dieses

schwebende Gebilde hier am Mobile, eigentlich ein phantastisches Gerüst mit vielen Durchsichten.

Wir erkennen dann auch kleine Gaze-Stücke, die wie Segel aussehen oder wie Schwimmhäute oder wie Mini-Hängematten oder wie kleine Netze, kleine doppelte Böden. Das Gebilde ist schwer zu deuten: So könnte es etwa auch das Gerüst eines erfundenen Raumschiffes sein mit kleinen Leitern, die auf andere Ebenen führen. Mit dem Hängeobjekt am Mobile korrespondieren diese beiden Bilder. Die dreidimensionale Verästelung wird nun in die Graphik übertragen, in die zweidimensionale Struktur, die durch den Bildrand nur angeschnitten, aber nicht begrenzt ist. Vielleicht jetzt ein Blick ins Elektronenmikroskop? Pflanzliche Strukturen? Zellkulturen? oder verwinkelte Innenansichten alter Burgen und Schlösser? oder Science Fiction Interieurs?

Je länger man sich dieses Gebilde und diese Bilder anschaut, desto mehr Assoziationen fallen einem ein und desto offener wird die Perspektive.

Und wenn man jetzt nochmals zurückkehrt zum Titel, den die Künstlerin ihrer Installation gegeben hat – In der Schwebel – aufgehoben - , dann hält uns dieses Wort jetzt in der Schwebel. Ist damit gemeint, dass in der Schwebel die Schwerkraft oder die Dimensionen von Raum und Zeit aufgehoben sind wie in diesen Bildern? Oder können wir uns in der Schwebel aufgehoben fühlen, geschützt? Gibt es in der Schwebel Geborgenheit?

Wie bei Lisa Grygier keimen also auch bei den Arbeiten von Kathrin Heyer letztendlich existentielle Fragen auf, die nun in den Bildobjekten von **Lore Liebelt** auf eine andere Ebene transponiert werden, nämlich auf die Ebene der abstrakten Darstellung.

Wir sehen die runden Tableaux am Mobile und an der Wand. Das Abstrakte ist für die Künstlerin per se das „Schwebende“. Die abstrakte Malerei, die abstrakte Kunst ist nicht mehr festzulegen auf einen bestimmten Sinn, sie ist immer und im Wesen mehrdeutig. Sie betont die Eigenständigkeit von Formen, Farben und Strukturen. Es gilt nur, was man sieht. Es gibt keine Vorgaben, keine Regeln, keine Naturgesetze, die gegenständliche Welt, die uns umgibt, wird weder abgebildet noch interpretiert. Das Schweben im unendlichen Raum der Ausdrucksmöglichkeiten ist das Wesen des Abstrakten.

Und doch: Dem Wortsinn nach ist das Abstrakte gerade nicht unabhängig von der Welt der Dinge und Gegenstände, von der Welt der Interpretationen. Denn „abstrakt“ heißt zunächst schlicht und ergreifend „abgezogen“. Das heißt: Ein Substrat, eine Quintessenz wird von etwas Konkretem abgezogen und getrennt dargestellt. Bevor also das Abstrakte frei von Bedeutung schweben kann, muss es sich abgelöst haben von etwas Gegenständlichem.

Die Kunst besteht nun darin, diesem Abgelösten wiederum Form und Ausdruck zu verleihen. So ist es zum Beispiel für die Künstlerin selbstverständlich, die von ihr wahrgenommenen Prozesse innerhalb der Künstlergruppe von den konkreten Erfahrungen abzuziehen und sie am Mobile in ihrer abstrakten Sprache zu gestalten: Die drei Teile heißen „up“, „and down“, „and out“.

Wer diesen Hintergrund nicht kennt und nur die Arbeiten sieht, der kann im Übermalten und wieder Freigelegten, im Aufgerissenen und Zerstörten, aber auch im Zusammengefühten, im Wachsenden, im Geschlossenen

und im Runden vielleicht Ur-Themen des menschlichen Lebens sehen.

So ist etwa „völlig losgelöst“ – das ist die zweite Arbeit von oben an der Wand – ja nicht nur eine Zeile aus einem Popsong, sondern auch eine Metapher für Sterben und Tod.

Den Zugang zu den nächsten beiden Arbeiten eröffnen uns interessanterweise Tiere, die gar nicht fliegen können.

Dennoch schwebt über uns ein Vierbeiner, der zudem auf einer Leiter geht. Folgt man dieser Leiter, so landet man auf der Empore und bei den Arbeiten von **Rosario Buccellato**. Dort trifft man dann auf ein weiteres Tier: Auf einen Hasen mit seltsam verdrehten Beinen. Sehr berühmte Hasen der neueren Kunstgeschichte stammen sicherlich von Albrecht Dürer (in seinem Gemälde lebt der Hase noch), und natürlich ist man an die legendäre Aktion von Joseph Beuys erinnert, die 1965 in Düsseldorf stattfand: „wie man dem toten Hasen die Bilder erklärt“.

Genau auf diese Künstler und auf diese Hasen bezieht sich Buccellato jedoch gar nicht. Vielmehr tritt er über die Zeit hinweg in einen Dialog mit dem niederländischen Maler Jan Weenix. Dieser lebte im 17./18. Jahrhundert und hat eine ganze Reihe von Jagdstilleben, also von erlegtem Wild gemalt - und hier finden wir dann eine Vielzahl von Hasen, die an einem Bein aufgehängt sind und diese eigenartige Verdrehung der Plastik dort auf der Empore vorgeben.

Einmal auf die Fährte des Hasen gesetzt, merkt man plötzlich, dass es Rosario Buccellato nicht um die Tierdarstellung geht, sondern der Hase ist das zentrale Leit-Motiv, das alle Arbeiten auf der Empore miteinander verbindet: Die Bilder von Jan Weenix

aus dem 17. Jahrhundert sind genauso präsent wie die Bilder aus der Gegenwart. Rosario Buccellato bringt alles auf eine Ebene und in eine kryptische, rätselhafte Gleichzeitigkeit.

Auf seinen Bildern werden Figuren aus ganz verschiedenen Ursprungsszenen, aus verschiedenen Bildquellen zusammengeführt. Vor allem die beiden großen Gemälde haben zudem mehrere Perspektiven gleichzeitig.

Alles ist mit allem verbunden und alles ist in der Schwebel, im zeitlichen Sinn, indem sich die Dinge, Menschen und Erfahrungen permanent wandeln und im philosophischen Sinn, indem es zwar zeitlose Symbole gibt (hier beispielhaft der Hase). Diese Symbole bedeuten jedoch immer wieder etwas anderes.

Der Künstler erschafft so eine vieldeutige Gegenwart aus einer Vielzahl von Versatzstücken und mit allen Mitteln der Kunst, also Malerei, Objekt, Collage, Installation, Sprache und Film: Unsere heutige Realität ist nicht mehr eindeutig, sie ist nicht mehr interpretierbar, sie bleibt im Unbestimmten.

Szenenwechsel und zurück zum Mobile: Eine weitere Tiergattung schwebt im Raum: die „Luftfische“ von **Ralf Saadhoff**. Sie stellen eine Verbindung her zu den drei Bildern auf der Wand gegenüber, und zwar über das in allen Arbeiten verwendete Chinapapier. Dieses Material ist durchscheinend, fragil und robust zugleich, also auch gestaltbar.

Wenn man die drei Bilder von rechts nach links liest, so gibt der Künstler indirekt auch einen Einblick in seine Werkstatt, in der er auch immer wieder neue Materialien ausprobiert.

Die Arbeit ganz rechts hat noch diesen experimentellen Charakter, hier werden die Materialien Chinapapier,

Chinagrass, Acryl und anderes auf ihre Ausdrucksmöglichkeiten erprobt.

Die Bilder in der Mitte und links haben dann eine sich steigernde Aussagekraft: Wir sehen „Daedalus e Icarus“ in der Mitte und links eine Szene aus dem Ballet „Le Sacre du Printemps“ von Igor Stravinsky.

Das Diptychon „Daedalus e Icarus“ zeigt in äußerster Konzentration und Gestaltung (Verwendung des Chinapapiers) nicht nur das ewige Thema des Vater-Sohn-Konflikts. Dieser Mythos ist nicht zuletzt deshalb heute noch so virulent, weil er im Bild des Fliegens erzählt ist. Er zeigt das Leben als Schwebel-Zustand mit den Möglichkeiten des maßvollen Aufstiegs und des todbringenden Abstürzens aufgrund von Selbstüberschätzung. In dieser Schwebel leben wir noch heute.

Er zeigt aber auch, immer noch gültig, wie leicht sich der Mensch auf seine vermeintlich sichere Flug-Technik verlässt und immer noch scheitert, wenn er bestimmte Grenzen verletzt.

„Le Sacre du Printemps“ zieht eine weitere überzeitliche Ebene in das Thema der Ausstellung ein. Sie wissen, dieses Ballett bringt die aufkeimende Kraft der Natur im Frühling zusammen mit dem heidnischen Ritual des Jungfrauen-Opfers, um den Gott des Frühlings für das kommende Jahr zu besänftigen. Das Mädchen muss tanzen, umringt von alten Männern, bis es schließlich tot zusammenbricht. Stravinsky führt uns mit diesem Blutopfer also ein vorzivilisatorisches barbarisches Ritual vor Augen. Und genau diesen Aspekt interessiert Ralf Saadhoff, wenn er unsere heutige Gesellschaft nach wie vor in der Schwebel sieht zwischen Aufklärung, Zivilisation, Kultur auf der einen Seite und Aberglaube, Gesetzlosigkeit und Bestialität auf der anderen Seite.

Sicherlich gehört der Traum vom Fliegen und Schweben zu den Ur-Träumen der Menschheit, etwa vergleichbar mit dem Wunsch nach Unsterblichkeit. Diese uralte menschliche Sehnsucht hat Generationen von Erfindern beflügelt, denn wir können nun mal aus eigener Kraft nicht fliegen. Wir brauchen in irgendeiner Form die Technik, und seien es nur ein Heißluftballon oder ein Gleitschirm.

Es gibt aber nicht nur diesen Traum vom mechanischen Fliegen, viele kennen auch das Fliegen im Traum, das geträumte Fliegen. Und hier realisieren wir das überaus erhebende Gefühl des leichten Gleitens, des schwerelosen Schwebens, endlich den Boden der Tatsachen verlassen und sich aus eigener Kraft über alles Schwere erheben, elementar getragen von der Luft.

Eine Arbeit fehlt noch, und eigentlich bin ich schon mitten in der Beschreibung dieser Figuren von **Elisabeth Fellermann**. Wir sehen das reine Schweben. Die Figuren haben keine Hilfsmittel, selbst gebastelte Flügel oder Propeller im Rucksack, sie tragen auch keine Sturzhelme. Wir sehen elegante Bewegungen, spielerisch und übermütig und doch formvollendet.

Vielleicht sind es auch Taucher, Schweben kann man auch im Wasser. Denken Sie an Unterwasseraufnahmen von Rochen, von Walen oder von Quallen. Dieses Schweben hat jedenfalls nichts Gefährliches, es scheint auch keinen anderen Sinn zu haben, als das Schweben selbst.

Wie erreicht die Künstlerin diese Wirkung? Im Grunde bedient sie sich einfachster Mittel. Sie skizziert den menschlichen Körper nur mit den nötigsten Konturen. In den Silhouetten ist Muskulatur zwar angedeutet, sie haben aber keine Gesichter.

Biographisch gesehen, ist Fellermanns erste Kunstform das Zeichnen. Und das genau macht hier den Effekt der Leichtigkeit maßgeblich aus. Es sind zwar Wandobjekte, sie bestehen jedoch ausschließlich aus Linien und zurückhaltender Farbe, unterstützt durch Draht. Dieser ist überspannt mit Folie, wie ein Kinderdrachen.

Und so lassen diese minimalistischen Skizzen, die eine Grundform nur leicht variieren, die perfekte Illusion entstehen: Wir sehen das Schweben als Lust an der langsamen oder schnellen Bewegung, als spielerisches Auf und Ab, als leises, konzentriertes Dahingleiten. Diese Körperhaltung allerdings erfordert regelmäßiges Training.

Genießen Sie heute die Ausstellung und beginnen Sie gleich morgen mit ersten Übungen. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

© Dr. Hermann Uöhlein
Texte zur zeitgenössischen Kunst
www.tzzk.de